

# Die Befreiten [Fortsetzung]

Autor(en): **Stegemann, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573657>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

A.P.



## Die Befreiten

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Wach schritt Donald über den asphaltierten Platz, von dem der nun stark aufprallende, dicktropfige Regen in Schauern aufspritzte, und zog die Glocke. Auf der Treppe schimmerten noch die kugeligen Wasserlachen, die von Evas Schirm auf den Filzläufer geflossen waren und noch nicht Zeit gehabt hatten, in das Gewebe einzudringen. Als Donald das Läutwerk in Tätigkeit setzte, klang ihm der dünne scharfe Ton des Glöckchens überlaut in die Ohren.

Sein Ueberzieher war durchnäßt, von seinem Hut flog ein Tropfenschauer. Schwester Therese begrüßte ihn mit ihrer leisen, modulationslosen Stimme und hob die Portieren, um ihn ins Krankenzimmer einzulassen. Von Eva war nichts zu sehen.

Gunter fragte erstaunt, mit den schwachsichtigen Augen die dunkle Gestalt befühlend, die in das gedämpfte Licht vorschritt:

„Sie sind's, Horn?“

„Sie haben mich wohl erst morgen erwartet, Gunter?“ erwiderte Donald, und kein Gedanke an Eva hatte mehr Raum in ihm, als er sich über den Kranken beugte:

„Wie fühlen Sie sich?“

„Ich fühle immer weniger,“ versetzte Gunter mit bitterem Lächeln.

„Also die Schmerzen lassen nach,“ schloß Donald aus dieser Antwort, in der er den Doppelsinn geflissentlich überhörte, und stellte dann eingehendere Fragen. Jedoch der Patient gab kurzen, manchmal widersprechenden Bescheid. Seine Aufmerksamkeit war durch etwas anderes in Anspruch genommen.

Als Schwester Theresens Gestalt sich schattenhaft durch das Zimmer bewegte, stieß er plötzlich Donalds Unter-

juchung über den Haufen, indem er hastig fragte: „Meine Frau, kam sie nicht eben, Schwester?“

Aber noch bevor Schwester Therese antworten konnte, kam von der Schwelle Evas klare, warme Stimme: „Hier bin ich, Karl.“

Donald stützte sich mit der Hand auf Gunters Bett. Sein Gesicht war im vollen Licht der Glühlampe, von der die Schwester den Schirm entfernt hatte. Wenn Gunter Eva erblicken wollte, mußte er den Kopf heben; denn Donalds Gestalt verdeckte ihm die Nähererschreitende. Ehe er die Nackenmuskeln zu dem Dienst zwingen konnte, ging sein Blick unwillkürlich an Donald hinauf; denn die Hand des Arztes hatte krampfhaft in die Rissen gegriffen, als die Altstimme von der Tür her klang.

Und Gunter glaubte zu sehen, daß Donalds Unterlippe nervös zuckte und ein gepreßter Atemzug seine Brust hob. Jetzt sprach der Arzt mit einer seltsam beklommenen Stimme: „Guten Abend, gnädige Frau!“

Da trat Eva hinter ihm hervor in Gunters Gesichtskreis.

Ihre Züge erkannte er genau — hier half ihm das Gedächtnis — und er sah, daß die breiten Lider sich befangen senkten, der Mund ein Lächeln festhielt, das keines mehr war. Sie hatte auf Donalds Gruß keine Antwort gehabt. Jetzt stand sie zwei Schritte vom Bett und schien nicht zu wissen, was sie tat.

Gunter hielt die Augen auf sie geheftet.

„Du bist so lange geblieben, Eva! Und zu Fuß gekommen; ich habe keine Droschke vorfahren hören. So spät des Abends, du weißt, daß ich das nicht mag!“

Da blickte sie auf, streifte dabei Donalds Gesicht und erwiderte leise:

„Ich hatte mich verspätet. . . Aber geschehen konnte mir ja nichts.“

Eine heiße Welle stieg in Donalds Schläfen. Sie hatte ihn gesehen. Ihr Blick, ihre Worte, er wußte nicht was noch, gaben ihm dies zu verstehen. Wo? Ob schon beim Aufsteigen auf die Elektrische oder später auf dem Weg vom Tor bis zum Enkeplatz — in der Besselfstraße war er dicht hinter ihr gegangen — er fand keine Antwort auf diese Frage. Kein Schritt trennte sie von einander, er sah die zarte Röte, die sich über ihr Gesicht gebreitet hatte, und das regelmäßige Erzittern der schwarzen Tüllrosette am Einsatz ihres Kleides. Es war ihr Herzschag, der sich da verriet. Ihre Augen ruhten ineinander, selbstvergessen, und sie achteten weder auf sich noch auf den Kranken.

Gunter ließ den Kopf müde in die Kissen sinken. Mit bebenden Fingern zerrte er an der Steppdecke, um sie höher über die Brust zu ziehen, als könnte die Qual offenbar werden, die ihm plötzlich das Herz zerfleischte. Die Binde fiel von seinen Augen; er hatte genug gesehen, und eine Bitterkeit schwoll ihm zum Mund, daß ihm der Atem darüber zu versagen drohte. Aber der Schmerz, sie zu verlieren, vielleicht schon verloren zu haben, war größer als die Eifersucht. Kein Zorn war in ihm, nur eine tiefe Traurigkeit.

„Eva!“

Seine Stimme kam ihm selbst unnatürlich vor, ein Röcheln, kein Klang, und als die junge Frau wie erwachend zusammensuckte und dann dicht an sein Bett trat, die Augen noch von einem feuchten Schimmer leuchtend, da schnürte ihm ein Krampf die Kehle. Die unsicher gewordenen Hände tasteten nach ihr. Mit klammernden Fingern hielt er ihr Handgelenk umgriffen.

Donald war zurückgewichen, Eva beugte sich an seiner Statt über das Bett, er sah auf ihr dunkles Haar nieder.

„Eva,“ murmelte Gunter noch einmal und noch einmal stehend, aber wie einer, der weiß, daß er nicht mehr erhört wird: „Bleib bei mir!“

Ganz dicht über seinen Augen erschien ihm ihr Antlitz, ihr Mund war ihm so nah, daß er ihn um ein Geringes mit dem seinen hätte berühren können. Und als sie ihm in die verstörten Augen sah, den harten Griff seiner Finger spürte, die sich wie die eines Ertrinkenden um ihren Arm spannten, da brach sie jählings vor der niedern Bettstatt in die Knie und wühlte das Gesicht neben ihn in die Kissen. Ueber ihr schwarzes Haar hinweg trafen sich die Blicke der beiden Männer und wurzelten ineinander.

Nach einer Weile — nur die schweren Atemzüge Gunters waren zu hören — streckte Donald die Hand aus und sagte, indem er über das knieende Weib hinüber Karls

freie Linke zu fassen trachtete, die sich an Evas Arme hinaufgetastet hatte: „Eva bleibt bei Ihnen, Gunter.“

Ein nervöses Zucken verzerrte den Mund des Kranken. Da hob Eva das Haupt und schmiegte mit einer unendlich zarten, kindlichen Bewegung ihre Wange an sein vom wildwachsenden Vollbart umrahmtes Gesicht, als könnte sie Donalds Worte nicht besser bekräftigen. Und als Gunter noch immer stumm blieb, die suchende Hand des Arztes, der jetzt nicht mehr Arzt war an diesem Bett, unbeachtet ließ und die Frau nur fester an sich zog, da fuhr sich Donald über die heiße Stirn und sammelte Kraft zum letzten, was er zu sagen hatte.

„Wentgraf hat mir erzählt, Sie möchten gern in den Süden. Ich bitte Sie nun, Ihnen Professor Bräuning zu einer Konsultation bringen zu dürfen. Und wenn die Reise nicht möglich wäre. . . Bräuning ist. . .“

Er brach ab; denn aus der Tiefe der Kissen war ein leises Schluchzen gekommen, das ihm das Wort vom Mund wegging.

Gunter starnte in die Luft. Es war etwas in Donalds Haltung und Wesen, das keinen Zorn in ihm aufkommen ließ. Nun er zu wissen glaubte, daß Eva bei ihm nur Zuflucht suchte, weil sie dem Fall nahe war, hatte sich eine Ruhe auf seine Empfindungen gelegt, die ihm fast Erleichterung brachte. Sie war nie sein Eigen gewesen mit allen Fibern ihrer Seele; sie hatten sich nicht ergänzt, sondern jedes ein eigenes Leben gelebt. Er hatte ihr nie etwas zu verzeihen gehabt und genoß jetzt zum ersten Mal dieses schönste Glück, und das mit der traurigen Gewißheit, daß sie ihm, auch wenn er das göttliche Verzeihen zu üben verstand, nicht zurückkehren werde. Zurück! Als ob er ihr noch eine Heimat zu bieten hätte!

„Gunter!“

Langsam füllte sich sein Auge mit Leben, er wandte den Kopf, daß der Bart Evas Gesicht verbarg, und erwiderte Donalds Blick.

„Ich vertraue Ihnen, Horn. Bringen Sie mir den Professor! Wir müssen fort von hier.“

Noch einen Moment ruhten ihre Blicke ineinander, und Gunter las in Donalds bewegten Zügen den Dank für diese Worte.

„Ich danke Ihnen, Gunter,“ murmelte er, und noch einmal zuckten Donalds Finger nach der Hand des Kranken.

Da löste dieser die Rechte, die immer noch Evas Arm umspannt hielt, zog sie leise, ungeschickt unter ihrer Brust hervor, als wäre sie eine Schlafende, die er zu wecken, zu stören fürchtete, und streckte sie dem Manne entgegen, der zwischen ihn und sein Weib getreten war.

Ihre Hände berührten sich, und fest umgriffen hielten sich eine Weile die kalten, steifen Finger des Kranken

und die warme Rechte des Gefunden. Es war ein Gelöbniß, das sie austauschten, und beiden brannten dabei die Augen. Dann ließ Donald die Hand los, sah noch im Flug, wie Gunter sie liebevoll auf Evas Haar sinken ließ, und wandte sich rasch zum Gehen.

Längst schon war die Portiere hinter ihm zur Ruhe gekommen; aber immer noch lag Eva auf den Knien, das Antlitz an Gunters Hals. Leise atmend wie ein schlafendes Kind, das sich in Schmerzen zur Mutter geflüchtet und in Schlummer geweint hat! Immer noch ruhte seine Hand auf ihrem schwarzen Haar, dessen Duft über ihn hinwehte. Das Glühlicht spielte in dem winzigen Bouton ihres linken Ohres, ihre Brust drängte sich bei jedem Atemzug weich und warm an die seine, in der das Herz zuweilen einen schmerzhaften Ruck tat.

Und als sich Gunter jetzt fragte, woher die Ruhe stammte, die angesichts der Krisis in seiner Ehe über ihn gekommen war, so wußte er keine andere Erklärung, als daß er nun Gewißheit hatte. Seit er die Füße unter sich schwinden gefühlt und das heimtückische Leiden ihn auf die Hilfe anderer angewiesen hatte, seit die Materie über ihn Herr geworden war und die kleinen Menschlichkeiten eine nach der andern zum Vorschein gekommen waren, war auch die Unruhe in ihm gewachsen, und alle Schmerzen, die er gelitten, waren verzehnfacht worden bei dem Gedanken, daß ihn jeder Tag von Eva entfernte. Er hatte sie gequält, an sein Bett gebannt, eben weil er gefürchtet hatte, sie möchte nun, da sie die große ganze Liebe nicht hatte, auch ihre Pflichten vernachlässigen. So quälte er sie um ihretwillen. Und als er sich in diesem doppelten Kampf kleiner und kleiner werden fühlte, als er wirklich den tyrannischen Trieb erwachen sah, der jedem Manne eingepflanzt ist, da schien sie ihm zu wachsen in ihrer ruhigen Gelassenheit und steten Bereitschaft, zu tun, was er begehrte, mehr noch, über ihre Kräfte.

Ihre Sphinxnatur hatte er erkannt am Tage, da er ihr zum ersten Mal gegenübergetreten war, und gerade sie hatte ihn angezogen; aber in Tagen und Jahren hatte er sie nicht ergründen können; denn ihm hatte der Schlüssel zu ihrem innersten Herzen gefehlt. Sie war immer sie geblieben, eine sich selbst bestimmende Natur, und er hätte eines Weibes bedurft, das sich an ihm bildete. Nun war sie ihm ganz verloren. Keine Katastrophe, das Endglied einer langen Entwicklungskette war heute genietet worden.

Sollte er sie fragen, ein Geständnis, eine Beichte erpressen? Er entsann sich, daß sie in Horns Gegenwart weicher, hingebender erschienen war; aber er konnte nicht glauben, daß sie sich selbst verloren hatte. Von Horn hatte er eben etwas wie ein Versprechen für die Zukunft und eine Bürgschaft für die Vergangenheit em-

pfangen. Sie hatten sich gefunden, verloren hatten sie sich nicht. Aber nun fort, fort! Noch eine Zeit lang wollte er sie für sich haben, sie neben sich wissen, wie jetzt, ohne daß ein anderer Schatten zwischen sie trat. Gott im Himmel, er hatte sie ja noch ebenso lieb, nein lieber, tausendmal lieber, nun er sie für sich verloren wußte, jetzt schon verloren, da er noch die Hände rühren, noch denken, noch atmen konnte! Arme Eva! Er hatte sie an sich gefesselt, sie war seine barmherzige Schwester, saß im Krankenzimmer, und draußen fuhr der Frühlingssturm durch die Bäume, lebte einer, der nur die Arme nach ihr auszustrecken brauchte, um sie glücklich zu machen!

„Arme Eva!“ flüsterte er unwillkürlich mit zuckenden Lippen.

Da richtete sich die blasse Frau langsam auf, sah ihn an mit tränen-schwimmenden Augen und fragte:

„Nicht wahr, Karl, du glaubst an mich?“

Und er erwiderte:

„Sei ruhig, Eva; ich glaube an dich!“

Seine Hand war von ihrem Haupt geglitten, als sie sich aufrichtete. Sie blickten sich an. Ein trauriges Lächeln stahl sich um seinen Mund.

„Weißt du, Eva, wie wir einmal hinausfahren? Ich sollte einem Goldmenschen ein englisches Schloß bauen im Schwarzwald. Das war auch im Frühling. Komm mit; ich will noch einmal mit dir dorthin, für ein paar Wochen, und quälen will ich dich auch nicht mehr. Es ist ja besser mit den Schmerzen, die einen so erbärmlich machen, so häßlich! Und du hast ja gesagt, du bleibst bei mir, bis...“

Sie legte die Hand auf seinen härtigen Mund.

„Ich bleib' bei dir... immer.“

Ihre Stimme hatte laut und voll geklungen; es war der dunkelgefärbte Klang, den er an ihr kannte, wenn in ihr etwas rang, das sich nicht ganz enthüllen wollte. Und als er sah, daß sich zwei Tränen aus ihren Wimpern hoben und die Unterlippe verräterisch zu beben begann, tat er, als wäre er müde, und schloß die Augen.

Nun suchten sich ihre Hände, und sie blieben beisammen. Eva hatte sich auf den Rand des Bettes niedergelassen, und sie waren noch nie so innig, so gehobenen Herzens bei einander gewesen wie jetzt, an dem Tag, da sie den Miß in ihrer Ehe vollzogen hatten. Nicht als Gatte und Gattin, Mann und Weib, als zwei Menschen fühlten sie sich verbunden, die einander Gutes tun und vor sich selbst bestehen wollen.

## XII.

„Nein, Mila, wir sind geschiedene Leute, ein für allemal!“

Das klang durch die Tapetentür, hinter der die Mutter horchend stand. Ihre Glieder flogen im Frost,



ihre Hände lagen auf der widerspenstigen Klinke und rüttelten daran; aber der Schlüssel war umgedreht, sie konnte nicht hinein zu ihnen.

„Don, Donald!“ rief sie und schlug mit der geballten Faust an die Füllung; doch die gespannte Leinwand gab kein Echo, und ihre Stimme hatte keine Kraft.

Da, Milas Stimme!

„Du kannst mich schlecht machen, Don, mir vieles vorwerfen, aber das nicht! Ich war ein unbewusstes Geschöpf damals; aber als ich zu euch kam, da war's unter einer Bedingung, und die hatten deine Mutter und ich einander zugleich gestellt. Das heißt, nein: ich nicht, ich hatte keine Bedingungen zu stellen, nur zu bitten. Und das war, daß du nichts wissen durftest, nicht um meinetwillen, sondern deiner selbst wegen. Nun weißt du's doch, und daß ich noch vor dir stehe, siehst du, Don, das wundert mich eigentlich; denn ich hab' nichts Schlimmeres, nichts Schwereres erlebt, als dir das sagen zu müssen.“

„Warum hast du es gesagt? Hättest du nicht noch länger schweigen können?“

„Ich hätte wohl; ich hätte dir etwas vorlügen können, um fortzukommen und irgendwo weiter zu leben, auch dann noch lügen müssen in Briefen oder sonst wie. Aber einmal mußte es ein Ende haben. Und nun, leb' wohl, Don!“

Die Lauscherin hörte, daß Mila auf ihn zuschritt. Eine Weile war es still in Donalds Zimmer; dann sprach Mila, und jetzt waren Tränen in ihrer Stimme, die plötzlich ganz nahe klang.

„Also nicht einmal die Hand! So schlecht bin ich dir?“

Und nun Donalds Antwort, gepreßt, von aufsteigender Leidenschaft zerhackt:

„Und du willst mir nicht erlauben, nach ihm zu forschen? Du willst die Konsequenzen tragen?“

„Ich habe sie schon vier Jahre für mich getragen, Don! Der Mann hat keinen Namen, das Kind ist mir so gut wie vom Himmel gefallen. . . Ach' nicht!“ schrie sie plötzlich, daß es der verzweifelt sich gegen die Tür stemmenden Frau bis ins Innerste drang. „Du weißt nicht, was du damit in mir zertrittst! Ich bin keine Komödiantin, ich fechte auch nicht mit einer Stange Schminke wie eure ‚Magda‘ für Gott weiß was! Ich bin gefallen; aber das Kind hat mich wieder in die Höhe gerissen. Und wenn du mir nicht einmal mehr Glück wünschst auf meinen Weg, deine Mutter, deine Mutter. . .“

„Mama ist deine Mitschuldige.“

„Don!“ rief Milas Stimme empört, und „Don!“ murmelten die zuckenden Lippen der alten Frau, die plötzlich von der verschlossenen Tür zurückwich, als hätte sie einen Schlag ins Gesicht erhalten.

Der Schlüssel wurde gedreht, der helle Tag fiel ins Berliner Zimmer, und Tante Fränzchen warf sich rasch zur Seite, um Mila vorbeizulassen. Hinter der Eintretenden segte der Schatten der rasch sich wieder schließenden Tür über die Dielen.

Mila schien die dunkle Gestalt, die an die Wand lehnte, nicht zu sehen. Ihr Gesicht war wie aus Stein gehauen, automatenhaft setzte sie die Füße und bewegte sie sich langsam auf die Zimmertür zu, die Hände vorgestreckt, als könnte sie nicht früh genug den Ausgang gewinnen, den zu erreichen ihr offenbar so schwer fiel.

Da schlangen sich jählings zwei Arme um ihre Schultern.

„Mein armes Mädchen!“

„Ja, Mutting, ein armes Mädchen, ein schlechtes Mädchen!“ erwiderte eine tonlose Stimme, und mit sanfter Gewalt befreite sich Mila von den zitternden Händen der kleinen Frau und verließ das Zimmer. Sie ging in ihr Schlafstübchen hinüber.

Es war sonntäglich still im Hause, Stine schon lange beurlaubt, keine Sprechstunde. Das kam der Mutter noch einmal schnell zum Bewußtsein, und indem sie sich die grauen, fest über die Schläfen gelegten Haare glättete, ein Zeichen festen Entschlusses, öffnete sie die Tapentür und betrat Donalds Zimmer.

Er saß vor dem Schreibtisch, die Beine übereinander geschlagen, den Kopf in die linke Hand gestützt, und spielte nervös mit dem Falzbein. Ihres Mannes altes Papiermesser — das fiel ihr ein, als sie langsam auf ihn zu ging. Er schaute nicht auf; sie setzte sich auf den Stuhl neben dem Schreibtisch, wo sonst die Patienten Platz zu nehmen pflegten. Das grelle Licht des langsam aufheiternden Tages lag voll auf ihrem Gesicht.

„Donald, ich habe alles gehört.“

Er gab keine Antwort. Sie sah, wie er die Zähne zusammenbiß; denn die Kiefern bewegten sich, und über dem Kinn spannte sich die glatte Haut.

„Sie hat so fest an dich geglaubt, da hat's mir doppelt weh getan!“ fuhr sie fort.

Das Falzbein klirrte auf die Tischplatte.

„Ich habe nichts zurückzunehmen von dem, was ich gesagt habe.“

Die Mutter setzte sich noch aufrechter.

„Schön, mein Junge; dann bist du's also, der den ersten Stein auf sie wirft!“

Er stieß den Stuhl zurück, sprang auf und stellte sich trotzig vor sie.

„Ich will dir 'was sagen, Mama: Mit Steinwerfen hab' ich mich seit meinen Flegeljahren nicht mehr abgegeben; aber hier empfind' ich und urteil' ich als reinlicher Mensch und — vergiß das nicht — zugleich als Haupt der Familie.“

Sie sah ihn an, die Hände zwischen den Knien gefaltet, mit vorgefunkenen Schultern, plötzlich alt geworden.

„Also du urteilst! Urteilen nennst du das? Ja, Don, das ist ja recht brav von dir, daß du wieder so tapfer zu dem stehst, was du mit dir ausgemacht hast. Aber ist das auch christlich, ich mein', menschlich? Zuck' nicht mit den Achseln und laß' dir das von deiner alten Mutter gefallen, daß sie dir alle Jubeljahre 'mal mit Gotteswort kommt! Na ja, ich weiß schon, ich bin 'ne altmodische Frau, und du bist ja auch hundertmal klüger als ich. Aber siehst du, da hat 'was ganz Unfreies herausgucken. Du gehst zu Hunderten, die keinen Vater zu ihrem Kinde haben, und siehst nur den Patienten in ihnen, hast Verständnis für jeden einzelnen Fall: die hat's getan, weil sie sonst nichts hat auf der Welt, 'ne andere ist wirklich ein schlechtes Mädchen. die dritte hat einem geglaubt, der ihr die Hochzeit versprochen hat... Darüber sprichst du dann sehr vernünftig. Jetzt aber, wo es an deinen Namen geht, steckst du auf einmal die Familienehre heraus und gibst dem armen Wädel und ihrer Mitschuldigen, wie du deine Mutter genannt hast, harte Worte!“

Seine Stimme klang heiser, als er erwiderte:

„Ich hab' dich angehört, Mutter, und daß ich vor dir Respekt hab', das weißt du. Aber hier ist nicht von andern die Rede, hier kann man das verlangen, was man Grundsätze nennt.“



„Donald, nun fängst du an zu disputieren. Fühlen sollst du, mein Junge, nachfühlen, helfen, eine Liebe haben zu der jammervollen Sache, aber nicht von Grundsätzen reden! Mit Grundsätzen kommst du nicht weit, wenn sie gegen deine Natur sind. Soll so ein armes Mädel noch Grundsätze haben? Aber was versteht ihr davon!“

„Na ja, Mutter, wir, wir Männer, so meinst du's doch, nicht wahr?“

„Ja, so mein' ich's.“

„Da haben wir's, das Solidaritätsgefühl, das ist's, das ist stärker bei dir als alles andere.“

Er ging hastig auf und nieder. Sie ließ ihn eine Zeit lang gewähren; dann vertrat sie ihm den Weg.

„Donald, hast du auch schon ein Wort gegen ihn gehabt?“

Er blieb stehen.

„Du hast ihm ja wohl nachforschen wollen? Nicht wahr? Nun sag mir mal, Don, glaubst du, daß der Mann, wenn er noch lebt und noch frei ist, dazu taugt? Grundsätze hast du vorhin verlangt. Hat der die? Hat

er nicht Gewalt gehabt über das arme Ding, das mit seinem übervollen Herzen wehrlos war? Hat er sie nicht in der Hand gehabt und hat er nicht die Pflicht gehabt, sie unberührt zu lassen? Er war ein blutjunger Mensch, verliebt, und alles um ihn her war stärker, als sich unferne denken kann, und das ist auch eine Entschuldigung für ihn. Aber sag' selbst, hätte er nicht trotzdem für beide gutstehen sollen?“

Donald war über ihren letzten Worten erblaßt. Jetzt stieg ihm eine dunkle Blut ins Gesicht, daß ihn die Augen brannten. Es waren fast die gleichen Worte gewesen, die er gestern sich selbst gesagt hatte, die ihm hier von der Mutter entgegengehalten wurden. Daß er einen Sieg über sich erfochten hatte in den letzten Wochen, daß er die bitteren Kämpfe nicht umsonst ausgekämpft, das sagte ihm diese Stunde. Ein befreiender Atemzug dehnte seine Brust: er hatte das Gefühl, als müßte er die Erde mit den Füßen hinter sich stoßen können und einen Anlauf nehmen, der ihn zum Fliegen brächte.

(Fortsetzung folgt).

## « Jean-Paul »

Nachdruck verboten.

Artistenroman von Holger Rasmussen. Deutsch von Friedrich von Känel, Meichi.

(Fortsetzung).

Nun klammerte sich Angelika in der Stunde der Gefahr an Jean-Paul. Er war ja das einzige, was sie hatte.

Jetzt wurden ihre Ansprüche an das Leben klein, als es Abschied zu nehmen drohte. Angelika wurde dankbar für wenig. Und Jean-Paul, dessen Herz ja gerade für die Kleinen und Schwachen glühte, er betrachtete unwillkürlich nach und nach seine Frau mit neuen Augen.

Aus dem tiefen Mitleid, mit dem er sie beobachtete, als sie dalag, schwach und sanft — sie, die mit ihren schwindenden Kräften etwas Neues dem Leben geben sollte, etwas von seinem eigenen Wesen — aus diesem Gefühl sproßten andere hervor in dichter und üppiger Fülle:

Eine warme Hingabe. Ein froher Drang, Gutes zu tun und zu erfreuen. Eine tiefe und schmerzliche Reue über mögliche Härte und Verständnislosigkeit. Dankbarkeit für das, was sie gegeben hatte, und Verlangen danach, sie in die Arme zu nehmen und zu einem glücklichen Traum von Frieden und Versöhnung einzuwiegen. Ein Gefühl der Liebe, die feinerzeit dem nicht-verkörpernten Ideal seiner Jugend entgegenglühte.

Jean-Paul liebte Angelika in diesen Tagen ihrer Ohnmacht, liebte sie wie damals, als er erst flüchtig ihr feines Profil gesehen und seiner Liebe noch nicht Ausdruck gegeben hatte . . .

Mit einer Unendlichkeit von kleinen Einfällen suchte er ihr eine Freude zu machen. Wenn er am Abend auf dem Weg nach dem Variététheater durch die Stadt schlenderte, so forschte er mit der größten Aufmerksamkeit in den Auslagen der verschiedenen Läden, um wenn möglich irgend ein Ding aufzufinden, das Angelika erfreuen konnte.

Bedürfnis- und Luxusgegenstände hatten sie zur Genüge, und Delikatessen konnten ihr bei ihrer jetzigen Krankheit und der damit verbundenen Diät nichts nützen.

Aber Angelika war Kind — gewiß ein launenhaftes, egoistisches und sehr kurzzeitiges Kind — aber doch ein Kind. Und sie befand sich überdies in einem Fall, in dem

die kleinen Eigenheiten regieren, wo Kleinigkeiten verstimmen, aber auch erfreuen können.

Sie hatte die komischsten und sonderbarsten Einfälle.

So bemerkte Jean-Paul zum Beispiel, daß es sie unterhielt, eine große Menge Kleingeld bei sich im Bett zu haben. Sie verberg es an verschiedenen Orten, sortierte es nach seinem Wert, und Jean-Paul erriet aus verschiedenen verworrenen Andeutungen, daß sie an Kleider für das erwartete Kind dachte.

Er lächelte über ihr Spiel mit diesem Kleingeld. Aber eines Abends kam er mit einer ganzen Menge irdener Sparbüchsen nach Hause, sämtlich verschieden von einander in Form und Farbe, zur Aufbewahrung der verschiedenen Münzsorten bestimmt.

Da waren Sparbüchsen als Früchte, als Tiere, als Wächter und Schilderbäuser, eine ganze bunte Mannigfaltigkeit.

Angelika lächelte entzückt über das Geschenk, und Jean-Paul war glücklich und reich belohnt . . .

Jeden Tag fand er dann etwas Neues auf. Er schleppte das sinnreichste und ergöglichste Spielzeug mit heim, Dinge, über die sich Angelika, von gleichem Geschmack wie andere Kinder, freute, solange sie den Reiz der Neuheit hatten, und die sie dann später wieder verwarf. Aber es kam fortwährend Neues dazu, und Angelikas Krankenzimmer erhielt schließlich den Charakter eines Spielzeugbazars.

So ging der Mai zu Ende, und der Juni kam.

Zu Ende dieses Monats sollte also das Wunder geschehen . . .

Eines Tags sprach Jean-Paul mit dem Arzt und fragte:

„Ist ein Fortschritt im Befinden meiner Frau zu spüren?“

Und der Arzt antwortete:

„Ja, absolut. Natürlich folgt der Diät ein Verlust der Kräfte; aber das Prozent von ausgeschiedenem Eiweißstoff geht täglich herab, und eben darum handelt es sich . . . Es muß übrigens als ein großes Glück betrachtet werden, daß man diese Krankheit einigermaßen beigeiten entdeckte; die Lebensgefahr würde sonst groß gewesen sein.“

„Und nun . . .?“

„Sehe ich keinen sonderlichen Grund zu Befürchtungen . . . wenn alles normal verläuft.“



DIESCHWEIZ  
17-347